

## II.

# Leben und Entwicklungsgang Gaspar von Schwendfelds.

### Litteratur:

#### C. von Schwendfelds Werke

A. Die Christlich-Orthodoxischen Bücher (zwischen 1524 und 1562 entstanden, gedruckt 1564).

B. Das Epistolar (Sendbriefe Schw. und Val. Krautwalds).

Ep. I: Christlich lehrhafte Missiven (zwischen 1525 und 1555 entstanden, gedruckt 1566).

Ep. II, 1: Sendbriefe von der Päpstlichen Lehre und Glauben, 1525–1561, gedruckt 1570.

Ep. II, 2: Sendbriefe, die Schw. auf den Lutherischen Glauben geschrieben, gedruckt 1570 bei Siegmund Feuerabend.

G. Arnold, Kirchen- und Ketzerhistorie II. a. 1694.

Salig, Historie der Augsburgischen Konfession III. a. 1735.

A. Wachler, Leben und Wirken C. Schw. von Ossig. Schles. Prov.-Blätter. Jahrg. 1833 1. u. 2. Bd.

Schneider, Über den geschichtlichen Verlauf der Reformation in Liegnitz. Regl. Realschule. Programm. Berlin 1860/61.

D. Hampe, Zur Biographie C. v. Schw. Gymn. Progr. Jauer 1882.

Erdmann, Luther und seine Beziehungen zu Schlesien. Schriften des B. f. Refgesch. 1887/8.

Köstlin, Joh. Heß, Btschr. f. Gesch. u. Altertum Schlesiens VI.

Gerbert, Geschichte der Straßburger Sektenbewegung. Straßburg 1889.

J. W. Lütscher, Über Schw. Teilnahme an der Abendmahlskontroverse des 16. Jhs. Philadelphia 1906.

Erbkam, Geschichte der prot. Sekten.

Fr. Hoffmann, C. v. Schw. Leben und Lehren. I Berlin 1897.

Karl Ede, Schw. Luther und der Gedanke einer apostolischen Reformation. Berlin 1911.

Zwei bedeutsame Neuerscheinungen haben die niemals ganz ruhende Schwendfeldsforschung in jüngster Zeit in neuen Fluß gebracht:

Die Herausgabe des *Corpus Schwenkfeldianorum* durch die amerikanische Schwenkfelderkirche (Bd. I. Leipzig. Breitkopf u. Härtel. 1907) und das umfassende und wissenschaftlich tiefgründige Werk Karl Ekes, *Schwenkfeld, Luther und der Gedanke einer apostolischen Reformation* (Berlin 1911). Ist Eke in seiner enthusiastischen Verehrung für Schw. so weit gegangen, daß er ihm den Titel eines schlesischen Reformators beigelegt hat, so gelangen wir bei ruhigerer Betrachtung seiner Persönlichkeit und seines Werkes heute zweifellos zu dem Ergebnis, daß man einst diesem übel verschrieenen Sektirer vielfach Unrecht getan hat. „Schw. gehört,” wie Franklin Arnold (Btschr. f. Gesch. Schlesiens Bd. 43, S. 293) treffend bemerkt, „zu den Schlesiern, die ihren Namen in die Geschichte ihres Heimatlandes für immer eingegraben haben.“ Ihm ist, wie Walther Köhler (Zürich) erklärt, sicher noch eine Auferstehung beschieden.

Da bisher noch keine ausführliche Lebensbeschreibung vorhanden ist, in der der Entwicklungsgang Schw. dargelegt wird, hat sich Verf. der Mühe unterzogen, aus der hier und da zerstreut liegenden Literatur und unter Benutzung des ihm zugänglichen Quellenmaterials eine zusammenfassende Skizze zu entwerfen.

Im Jahre 1490 (nach Hampe 1489), Hoffmann p. 6 zwischen 10. 11. und 20. 12. 1489 geb.) zu Oßig, unweit Lüben, im damaligen Herzogtum Liegnitz geboren, entstammt Schw. einer alten Adelsfamilie (die Schreibweise Schwenkfeld ist nicht allein die häufigere in den 3 Bänden des Epistolars, sondern findet sich auch in den beiden Originalbriefen der Breslauer Stadtbibliothek (Rhedigersche Briefsammlung Bd. VII, 3 u. 4 efr. Hampe, p. 6. Anm. 1. Nach Wachler, Schles. Provinzialblätter 1833 I S. 119 ff. schrieben sich seine Vorfahren Schwenkfeld und wohnten auf dem Stammhause Schwenkfeld bei Schweidnitz. Nach Ehrhardt, Presbyt. Liegn. 1789. 4. Bd. IV. T. I. p. 37 Anm. ist die Familie Ende des 16. Jahrh. in Schlesien ausgestorben). Der junge Kaspar empfing seinen ersten Unterricht, Religion — er nennt es ein „Plappern“ — und Latein von dem späteren Propst Bartholomäus Auersdorff

(† 1547 zu Liegnitz), ohne davon später eine mehr als oberflächliche Erinnerung zu haben. (Ep. II, 1 45 p. 435, Hampe p. 7). Schon mit 16 Jahren (a. 1506 Ep. II, 2, 34) begann er nach der Sitte der damaligen Edelleute seine akademischen Studien. Er bezog die Universität Köln (2 Jahre), später (1507) Frankfurt a. O., wo er Theologie und kanonisches Recht hörte (Ep. II, 2, 34 cfr. Hoffmann) nicht, um sich dem geistlichen Stande zu widmen, sondern, mit der vornehmsten Bildung seiner Zeit ausgerüstet, sich für die höfische Laufbahn vorzubereiten. Großjährig geworden, also um das Jahr 1510 (cfr. Hampe p. 7), trat er alsbald in den Hofdienst über (Ep. II, 2, 50), in dem er fast 12 Jahre verblieb (Ep. I, 27). Zunächst begab er sich in die Dienste des Herzogs Karl I. von Münsterberg-Oels († 1536), des als Mäzen bekannten Nachkommen des hussitischen Königs Georgs Podiebrad, in dessen Umgebung er den hochgezinnten späteren Breslauer Reformator Johann Heß kennen lernte. Man könnte vermuten, daß er durch diesen Mann in die religiösen Bewegungen seiner Zeit eingeführt wurde, aber er bezeugt es selbst, daß er sich damals nicht viel um die heilige Schrift bekümmert (Ep. II, 2, 34 a 1556), wenn auch als „Ehrenmann und unverweislich“ geführt habe (Ep. II, 2, 20). Im Jahre 1515 siedelte er von Oels an den Hof des Herzogs Georg I. von Brieg († 1521) über, mit dessen Gemahlin, Herzogin Anna, er bis zu deren Tode in lebhaftem Briefwechsel stand. („Sie ist eine große Päpstlerin gewest. Aber der Herr Jesus hat ihr durch meinen armen Trost geholfen.“ Wolfl. Ms. 36. 2. Ausg. 189) 1516 (nach Kloese, Ztschr. XI, 2, 190: Ende 1518) trat er in die Dienste des älteren Bruders Georgs, Herzog Friedrich II. von Liegnitz († 1547) über, der ihm die Stellung eines Hofrats und Kanonikus an der St. Johannis-kirche zu Liegnitz verlieh. Erst hier beginnt sich seine Persönlichkeit nach der religiösen Seite hin zu entwickeln. Die dröhnen den Hammerschläge des Wittenberger Reformators, die in Schlesien ein begeistertes Echo weckten, rüttelten auch seine Seele wach. Die Eindrücke, die er von der neuen Lehre empfing, waren so mächtig und übergewaltig, daß er selbst schon vom Jahre 1519 den Anschluß an Luther vollzog. (Ep. II, 2, 24).

Wir sehen ihn Tag und Nacht mit der Bibel beschäftigt und er rechnete sich aus, daß, wenn er täglich 4 Kapitel in der Bibel lese, er sie in Jahresfrist durchlesen könne (Berl. Ms. germ. 898 Bl. 129). „Das Reformationsprinzip ist von durchgreifendster praktischer Bedeutung für sein tägliches Denken und Leben geworden“ (Ecke p. 39). Sein Studium ist ein „Grübeln, Suchen, Boren, ja alles Lesen und Wiederlesen, Können, Bedenken“ (D. B. 75 B. C.)

Da trat in seinem Leben eine bedeutsame Wendung ein. Ein Gehörleiden zwang ihn, 1521 aus dem Hofdienst zu scheiden (II, 1,51 Ep. I p 205 II, 2,50) und mit allem Eifer, dessen er fähig, wandte er sich fortan seinen religiösen Interessen zu. Mit seinen Freunden Creusing († 1548), Andreas Arnold in Oßig, Bernhard Egetius in Wohlau, Joh. Häß und Valentin Krautwald in Breslau, treu zu gemeinsamen Schriftstudien vereint, bald hier, bald dort weilend, vollzog sich eine gänzliche Umwandlung seines inneren Lebens. Er kehrte seiner bisherigen weltförmigen Lebensauffassung den Rücken und trat in persönliche Lebensgemeinschaft mit dem Heiland ein. Er war selbst auf persönliche Heiligung bedacht und suchte bald auch andere in dem gleichen Sinne zu beeinflussen.

Mit der alten Kirche hatte er vollkommen gebrochen. Über die damaligen kirchlich-religiösen Zustände läßt er sich folgendermaßen hören: „Auf den Dörfern geht es ärger zu als bei den Heiden. Niemand will sich der Bäuerlein annehmen; sie werden ohne Unterlaß ganz tyrannisch mit unerträglichen Gesetzen von ihren ungelehrten Pfarrern umgetrieben, daß es wohl zu erbarmen ist, wie der größte Hauf ihm große Gewissen nimmt und dies aus unseligen Worten der Pfarrer, daß sie an einem Freitag oder in der Fastenzeit Eier, Käse oder Butter essen; haben doch sonst kaum das Brot zu essen. Erbarm es Gott, wir sind ärger mit Gesetzen verstrickt denn die Juden und niemand will sich der Einfältigen erbarmen.“ Die zahllosen Mönche drücken das Land „mit ihrem unseligen Bettel“, diese elenden, unnützen Leute, die ihm guten Werke, der sie selber keins haben, andern um Geld pflegen zu verkaufen“. „Sie riechen wohl so ferren als ein Geier ein Aas: wenn ein

Reicher sterben soll, kommen sie und bieten den Kranken an ihre guten Werke zu verkaufen, nehmen darumb das Almosen, das sie für die Sünden der Menschen genug täten: was sollten sie sonst ihrem faulen Leben zum Schein fürwenden?" Ja, wenn dies länger hätte sollen währen, so wär uns wohl kein Pfennig im Beutel geblieben. Überhaupt das jetzige Klosterleben, wie es heut ingemein mit seinen Säzungen steht, ist dem wahren geistlichen Stand und freien christlichen Leben ganz zu wider und entgegen."

„Ist es nicht wahr, daß unter hundert Priestern viel hundert Jahr her kaum einer die Bibel gelesen hat? Sie halten Messe und gehen zu Chör um Geldes willen. Es ist so weit gekommen, daß man nit allein für lebendige und verstorbene Seelen, sondern auch für zeitliche Not, daß ich nit sage, für unvernünftige Tiere Messen gehalten und des Sakramentes gebraucht hat“ (Ermanung des Misbrauchs 1524). Aus solchen Worten redet ein heiliger Zorn. So kann nur ein überzeugter Lutheraner sprechen.

„Es gehet eine neue Welt daher, schreibt er (II, 2 S. 649), die alte stirbet abe. Die Papistische Theologie gehet mit dieser Welt unter, die jetzige Jugendt wird sie nicht lernen, die Augen der Menschen werden geöffnet, daß sich die Papisten nichts vertrostet mögen denn eines Unterganges und Berstörunge ihres Reiches“. Er ist sich dabei jederzeit bewußt geblieben, wieviel er selbst in seinem neuen Glaubensstande L u t h e r zu danken hatte. „Als der barmherzige Gott das Evangelion quediglichen hat lassen herführer kommen, habe ich mich alsbald anfänglich durch die Anleitung seiner Gnaden umb sein göttliches Wort auch mit Zeugnis der hl. Schrift als ein armer ein wenig bekömmert und erfahren“ (II, 2, 50 p. 668). „Dieweil wir denn auch Luther anfänglich zu Erkenntnis des Papsttums und vieler Punkte der Wahrheit hat gedienet, so acht ichs nicht für unbillig, daß ich solches mit Dankbarkeit bekenne und Gott für ihn bitt“. (II, 2 S. 745. Ähnlich II, 2 S. 690 u. II, 2 p. 58). „Wir haben gar nicht übel getan, daß wir Doktor Martin als einen Boten Gottes haben aufgenommen und seine Lehre gefördert (II, 2, 18).

In Doktor Luthers Büchern wußte er Bescheid wie irgend einer (II, 2 S. 574). „Ich hab mich der Lutherischen Leere erkundet und seines Evangelii gebraucht mit möglichem Fleiß acht Jahre“ (1518—26 II, 2 S. 300). Er sah in seiner Lehre das lautere Evangelium verkörpert, Luthers Gegner waren seine Gegner, seine Anhänger bildeten für ihn die wahre ecclesia Christi (Ermahnung des Missbrauchs 1524). Die geistige Abhängigkeit von Luther liegt überall so klar zu Tage, daß an eine solche von anderen Faktoren in den Jahren 1518—26 kaum zu denken ist. Wir müssen das umso schärfer betonen, als Grützmacher (und ebenso auch Kawerau) von Schw. urteilt; er habe an die deutsche Mystik, vor allem an die deutsche Theologie und Tauler angeknüpft. War er doch von jeher ein abgesagter Feind aller dogmatischen und philosophischen Systematik, aber auch gegen jede mystische Spekulation hat er von vornherein seine unverhohlene Abneigung zum Ausdruck gebracht. Es macht dabei nicht viel aus, daß die im folgenden angeführten Äußerungen zumeist einer späteren Zeit angehören. Von der „deutschen Theologie“ schreibt er 30. 4. 1545 Wolf Ms. 36 2 f. 47 (nach Ecke S. 44): „einige gute Stücke sind darin von der Gelassenheit und der bußfertigen Willensunterwerfung und Tötung des alten Menschen. Es ist hoch und tief und ich wollt, daß Christus mehr darinnen genannt würde“. „So wollt ich doch raten, ihr hieltet euch des helleren Lichts und der heiligen Schrifft, da Christus mehr innen genannt wird“. (Berl. Ms. germ 898 Bl. 174. Zu viel Phantasie, mehr verstörlisch, meinesachtens, denn besserlich“. Auch Tauler kennt er und spricht sich anerkennend über den herrlichen Prediger aus, lehnt ihn aber ab als unschriftgemäß; er sei cum iudicio zu lesen E II. 2. S. 596 A. Übrigens las er ihn erst seit 1532 E I S. 834. Er meint von Tauler und seinen Gesinnungsgenossen: sie haben sich nicht können für viele und schwere egyptische Finsternis und Irrtumb außer babylonischen Gefangnus arbeiten, das bepflichtige Joch und ansehen der Kirchen hat sie in der freien Schul des Geistes oft verhindert“. (E II, 2 S. 596 A.)

Schw. war durchaus kein Mensch, der alles ungeprüft

und unbesehen hinnahm, was seine Zeit hervorbrachte, sondern kritisch und besonnen genug, daß er dasjenige, was nicht mit seinem Schriftprinzip in Einklang stand, deutlich und zielbewußt ausschied und zurückwies. So trat er auch gleich in dem ältesten Dokument, das wir von ihm besitzen, seinem Briefe an Johann Heß vom 14. Oktober 1521 (Rhedigersche Briefsammlung 7,4) seinem alten Freunde und Mitkämpfer, in ziemlich erregtem Tone gegenüber und forderte ihn zu offenem Zeugnis für die evangelische Sache und zu energischem Handeln gegenüber dem Priestertum und dem kirchlichen Ceremonienwesen auf, während Heß nur notgedrungen mit den bestehenden Einrichtungen brechen wollte.

Schw. wünschte nichts lebhafter, als daß die Gedanken Butchers, die er nun einmal als die allein richtigen erkannt hatte, auch baldmöglichst und ohne Zögern überall in die Tat umgesetzt würden. Darum war es gewiß für ihn ein Ereignis von weittragender Bedeutung, als er im Auftrage des Herzogs zum ersten Male nach Wittenberg gehen durste, um mit den Reformatoren persönliche Fühlung zu gewinnen. Er wohnte dem Gespräch Melanchthons mit den Zwickerern am 9. Januar 1522 bei — Luther befand sich damals auf der Wartburg — und wurde durch das, was er dabei sah und hörte, noch mehr für die lutherische Sache begeistert. Er bekannte, daß er damals so eifrig lutherisch gewesen sei, wie sonst nur einer hätte sein können. (Ep. II, 2 p 21 a. 1556). So erklärt es sich auch, daß er in einem 2. Briefe an Joh. Heß, v. 13. 6. 1522, diesem Mann allzu große Zaghaftigkeit vorwarf, weil Heß auch eine äußere Berufung gewünscht hatte, während er sich hätte allein an der inneren, göttlichen Stimme genügen lassen sollen. Schw. faßt die wahre vocatio in der höchst bezeichnenden Weise auf: illi spiritu dei vocantur meo indicio, quos occulto spiritus impulsu deus incitat, ut eloquantur pure verbum suum. Hier verrät sich allerdings zum ersten Male der Spiritualist, der mit Übergehung aller menschlichen Vermittlung mit der inneren Berufung durch den Geist Gottes sich zufrieden gibt. Es berührt sich das bereits mit seiner späteren Anschauung, daß nicht Studium und Ordination, sondern Drang, Offenbarung und Legitimation des Geistes allein ausschlaggebend sei.

Dieser seiner inneren Berufung gewiß, begann er ganz im Sinne der Wittenberger im Herbst 1521 sein Reformationswerk in Liegnitz. Er gewann das vollkommene Vertrauen seines Landesherrn, des Herzogs Friedrich II. von Liegnitz. Dieser edle Fürst war eine ernste, tiefreligiöse Natur. Er fühlte sich zunächst durchaus als treuer Sohn der alten Kirche; hatte er doch durch seine Pilgerfahrt nach Jerusalem die Lösung vom Kirchenbann 1507 nachgesucht, in den er als Nachkomme Georg Podiebrads verfallen gewesen war. So war der Herzog anfänglich dem Evangelium eher abgeneigt. Nach seiner Vermählung aber mit Sophie, der Schwester des bekannten Markgrafen Georg von Brandenburg, 1518, trat indessen ein Stimmungswechsel ein. Diese Sinnesänderung muß etwa im Sommer 1521 stattgefunden haben. Denn Schw. schreibt an Joh. Hefz, 14. 10. 1521, aecipe, quod hoc scripsi ego semutasse principis animum. Schw. rückte in die Stellung eines geistlichen Beraters des Herzogs auf, den er in seinem Briefe an Joh. Hefz (13. 6. 1522) vere nostrum patronum evangelicae doctrinae nennt. So wurde Schw. zum Führer der Reformationsbewegung in Liegnitz. Schw. predigte selbst unter großem Zulauf, II, 2 S. 765, in der St. Johannis-firche in Liegnitz, ebenso auch in Lüben für den altersschwachen Domherrn Kunz Nostiz, desgleichen in Ossig und Langenwalde. Er glaubte sich, ausgehend von seiner Anschauung von der vocatio (s. o.) ohne weiteres dazu berechtigt. nec pium tacere. carendum est nobis, ne Christum taciturnitate offendamus (cf. Hoffmann p. 12). Luther hat ihn selbst dazu ermuntert II, 2, S. 727; auch Bugenhagen hat Schw.'s Tätigkeit gebilligt II, 2, 4: „Sonst ist es gut, daß ihr prediget, sofern ihr Gottes Ehre sucht, und ich halte, daß euere vocation gut sei.“ Luther schrieb ihm 1523 II, 2, 727: „Daz ihr Prediger seid worden, höre ich gern. Fahrt nur fort in Gottes Namen; Gott gebe euch viel Gnade und Segen dazu“. Melanchthon lobte seine begeisterte Veredsamkeit II, 2, 486. Es erstanden ihm bereitwillige Mithelfer in Fabian Ekel und Hieronymus Witich, beide an der Niederkirche, Valentin Krautwald; seit 1523 Kanonikus und Dektor am Johannisstift, Joh. Sigismund

Werner, seit 1524 Hofprediger an der Oberkirche, Valentin Rosenhayn, Sebastian Schubert an der Franziskanerkirche, in Goldberg Valentin Trozendorf und G. Helmrich. Das bedeutete schon einen ganz ansehnlichen Stab von Mitarbeitern. Nach einer Besprechung auf dem Gröditzberge, 27. Mai 1523, mit Herzog Georg von Ansbach und dessen Bruder Wilhelm, Domherrn von Mainz und Köln, hatte Herzog Friedrich II. auch seine letzten Bedenken gegen die neue Lehre fallen lassen. Er gab Schw. nun völlig freie Hand; er folgte seiner Initiative blindlings, selbst da, wo seine Eigenheiten deutlich hervortraten. Infolge seines bestimmenden Einflusses kühner geworden, ließ Schw. Neujahr 1524, gemeinsam mit Hans Magnus von Langenwalde, seine erste öffentliche Erklärung, „a i n c h r i s t l i c h e e r m a n u n g“, gerichtet an den Bischof Jakob von Salza in Breslau (1521—1539), ausgehen, welche sein erstes Reformationsprogramm enthält. Schw. sieht die Sache des Evangeliums infolge der Intrigen des Domkapitels und der Kurie einer schweren Krise entgegentreiben. Daher wendet er sich an die maßgebende Persönlichkeit, den Bischof, indem er ihn sachlich zu überzeugen sucht und äußerst mäßige Forderungen stellt.

„Ein in litterarischer und in kirchengeschichtlicher Beziehung würdiger Schritt, eine feine, bis auf das einzelne Wort überlegte und gegliederte Arbeit“, sagt Ecke. Zum ersten Mal verwahrt sich Schw. hier gegen den Namen „lutherisch“. Nicht als Lutheraner handle er, sondern als Christ und suche Gottes Ehre und das Heil des Nächsten in Lehre und Leben. Er spricht von dem ärgerlichen Leben der Lutheranischen, die sich durch das Evangelium nur wenig gebessert hätten. Der evangelische Bann sei notwendig gegen diejenigen, welche ihre Bosheit mit dem Evangelium und christlicher Freiheit zudeckten. Die meisten dieser angeblich Evangelischen verständen so wenig vom Glauben wie er vor 10 Jahren. Das Schelten auf den Papst und die Verweigerung des päpstlichen Zinses sei für sie die Hauptache. Damit schlägt er offenbar eine sehr scharfe Tonart gegen alle lutherischen Mitläufer an, wird aber andererseits Luther selbst gerecht, indem er von ihm rühmend hervorhebt, daß er höchst

verderbliche Irrtümer und Missbräuche nachgewiesen und die Heuchelei des Papsttums aufgedeckt habe. Nach Luthers Vorgang fordert er, daß der Bischof das lautere Wort Gottes und das Evangelium Christi ohne allen menschlichen Zusatz im Bistum predigen lassen und dazu gelehrte Leute, Priester und Laien bestellen möge die Bibel zu erklären. Er wünscht, daß eine christlich-evangelische Ordnung dem göttlichen Wort gemäß ohne Aufruhr, in aller Geduld und Sanftmütigkeit, besonders in den Dörfern aufgerichtet werde. Er verlangt das Verbot der „abgöttischen“ Bilder, des Mönchsbettels, des Messfelesens für Geld, die Spendung des Sakraments in deutscher Sprache, des gleichen Rechtes für Priester und Laien.

Der Bischof ließ ihm darauf, „nach der Welt Brauch ziemlicher Weise“ eine Antwort zugehen, ohne ihm irgend welche Zugeständnisse oder Aussichten zu machen. Es blieb alles beim alten.

Schw. zeigte im ganzen das Bestreben, die Eignitzer Reformation nicht als eine Zweiggründung der Wittenberger, sondern als die wahre Reinigung und Wiederherstellung der katholischen Kirche. Eine Losreisung vom Papsttum oder eine Abschaffung der Messe oder Einführung des Abendmahls sub utraque hatte er zunächst nicht in sein Programm aufgenommen. Mit der hier ausgegebenen Parole hatte er sich von vornherein das volle Zutrauen seiner lutherischen Freunde verscherzt, ohne auf der andern Seite irgend welches Verständnis oder Entgegenkommen gewonnen zu haben. So haben wir denn dieses erste öffentliche Dokument bereits als den ersten Schritt einer Entwicklung anzusehen, die ihn je länger, um so mehr von seinem reformatorischen Vorbild Luther abdrängte und innerlich entfernte.

Deutlicher wird dieser Entwicklungsgang bereits in seiner zweiten öffentlichen, vom 11. 6. 1524 datierten Schrift „Ermaltung des Missbrauchs etlicher fürnempler Artikel des Evangelii, aus wölcher unverstand der gemahn man in slayßchliche Freyhaut und yrrung gefüret wird“, Herzog Friedrich II. gewidmet mit der Bitte, sich der armen Bauern anzunehmen (24 Duarblätter). Diese Schrift liefert, so zu

sagen, zu seiner ersten die innere Begründung. Schw. wendet sich gegen den Missbrauch der Rechtfertigungslehre Luthers, die er an sich noch festhält, gegen einen äußerlich toten Buchstabenglauben im Sinne von Jac. 2, noch nicht gegen Luther selbst, dessen Büchlein „Sieben Bußpsalmen“, das unseres Widerparts eigne Genugtuung gründlich zu Boden stürzt, er aufs wärmste empfiehlt (cfr. Wachler p. 123 ff.). Trotz aller Kritik, die er bisher an dem Werke Luthers geübt hat, schlummerte in Schw. noch das Bewußtsein seines Gegensatzes. Schw. erklärt sich die freundliche Aufnahme der Reformation aus dem Umstände, daß sie dem allgemeinen Wissenstrieb entgegenkomme, das An-sichreisen materieller Güter begünstige und dem sozialen Freiheitsdrange Vorschub leiste. Er konstatiert schwere Fehler in der vulgären Predigtpraxis und einen unvorsichtigen Gebrauch der hl. Schrift. Die Rechtfertigung allein durch den Glauben ohne Buße und neues Leben stärke die fleischliche Sicherheit, ebenso die Lehre vom freien Willen, daß wir Gottes Gebot nicht halten können, daß unsere Werke nichts seien, daß Christus für uns genug getan hat. Schw. dringt vor allem auf Heiligung und nimmt nach wie vor Anstoß an dem gotteslästerlichen Leben vieler Lutherischer. Er geißelt die zu Tage tretenden Missstände mit scharfen Worten. Denn er sieht viele evangelischen Brüder, die so meisterlich können vom Glauben reden: „man schwür einen Eid, es wär ihr Ernst, und greiffens doch nicht mit dem kleinsten Finger an“. „Es sind alle Bierhäuser voll unnützer Prediger, lassen sich bedürfen, so sie nur einen Bank mit Gottes Wort anrichten, Widerpart halten können und sehr schreien, saufen und alle Eitelkeit treiben, es stünde ganz wohl in der Christenheit“. „Ja, es geht noch heutigen Tages ärger mit uns zu, denn etwa mit den Heiden, wo einer den andern betrügen, schinden und schätzen kann, ist er auf allen Seiten geschickt, jeder sucht das Seine, niemand das des Nächsten“. „Wir greifen das Kreuz noch am weichsten Ort an! Christus ist es gar sauer worden, sollte es uns nichts mehr kosten, denn toll und voll zu sein, so wär es ein wunderlich Ding um unsern Glauben“. „Andre wollen äußerlich wol alles zu Boden stürmen, innerlich aber, da wir am meisten stürmen sollten, wollen sie

noch wenig daran. Ja, manche wollen die christliche Freiheit zu leiblichem Aufruhr missbrauchen, Gift und Galle aus dem Evangelio nehmen und sich aus dem Gehorsam der weltlichen Obrigkeit ziehen oder ungestümer Weise mit Fäusten darin schlagen". „Kurzum, die rechtschaffenen Christen wohnen noch gar weit von einander“. Wachler rechnet diese Schrift Schw.s zu den trefflichsten der damaligen Zeit, weil Schw. hier reformatorische Gedanken mit Entschiedenheit gegen alle Anfeindungen und Verleumdungen vertritt, andererseits aber auch ihre Mängel nachweist. Wir werden dem aber entgegenhalten müssen, daß Schw. über das Ziel erheblich hinausschießt, indem er von der neuen emporgärenden Bewegung gleich zuviel auf einmal erwartet und die nötige Rücksichtnahme vermissen läßt.

Unterdessen nahm die Reformation in Liegnitz weiteren erfreulichen Fortgang. Herzog Friedrich II. empfing am 26. März 1524 das hl. Abendmahl sub utraque aus den Händen J. Sigismund Werners, ebenso auch Fabian Eckel und Val. Rosenhayn (Chrhardt Pressb. B. 5 T. I S. 158 und 265 ff.). Messe und lateinischer Kirchengesang blieben bis auf weiteres bestehen.

Die Bernhardiner wurden bald nach dem 11. 6. 1524, die Benediktinerinnen am 13. 6. 1524 ausgewiesen. Noch 1524 erschien das von Schw. gewünschte Mandat Friedrich II. Seckend. Dux publice mandavit, ut absque ullius doctoris humani, etiam ipsius Lutheri, respectu ad S. Scripturae normam et regulam doceretur. Das Mandat selbst ist nicht mehr erhalten, sein Inhalt aber aus der 1527 erschienenen Apologie zu entnehmen.

So war bereits schon 1524 ein Ansatz zu der großen Dissonanz vorhanden, die Luther und Schw. bald von einander trennen sollte. Indessen sollten erst die zwischen Luther und Zwingli ausbrechenden Abendmahlstreitigkeiten den Stein ins Rollen bringen. Schw. las die wechselseitige Kontroverse mit prüfendem Blick und zeigte sich weder durch die lutherische noch durch die zwinglische Auslegung der Einsetzungsworte recht befriedigt. Luther erschien ihm mit seinem „in, mit und unter“ zu grobsinnlich; diese Auffassung führe, so

meinte er, wie die Transsubstantiationslehre der Katholiken zu einer Vermischung des Sichtbaren und des Unsichtbaren, dem Hauptirrtum aller bisherigen Ausleger; besonders aber nahm er an der Folgerung Anstoß, daß auch der Verräter Judas den Leib Christi genossen habe. Zwingli aber bleibe mit seiner symbolischen Auslegung nicht bei den Worten: „Das ist mein Leib“. So schwankte er eine Weile unschlüssig hin und her, bis endlich „seine Heimsuchung“ über ihn kommt (Herbst 1525) und sich ihm durch Offenbarung im Anschluß an Joh. 6 ein neuer Sinn der Einsetzungsworte erschließt. Nicht lange, so drängte es ihn, diese seine Ansicht, seinen Freunden mitzuteilen. Krautwald erfährt sie in einem Briefe Ep. II, 2, 16 ff., erklärt sich aber durchaus nicht gleich damit einverstanden, sondern mahnt ihn, er solle die Brüder nicht verführen; denn da ständen die klaren Worte: „Das ist mein Leib“. (Salig III 961). Da legte ihm Schw. seine 12 quaestiones oder argumenta contra impanationem (Einbrotung) am 1. September 1525 vor, die er nebst Briefen auch an Luther sandte, und nach langem Ringen und heizem Gebetskampf zusammen mit Fabian Eckel und Herrn Kaspar von Wohlau bekannte sich auch Valentin Krautwald in einem lateinischen Briefe (Ep. II, 2 p. 3. 22 vom 16. 9. 1525) zu derselben Ansicht, die er gleichzeitig wissenschaftlich zu begründen suchte. (Eberlein, Ztschr. f. Kirchen gesch. Bd. VIII, Heft 2, S. 275 ff.) So war Sch.s dissensus Luther gegenüber auf einmal in einem Hauptpunkte klar zu Tage getreten, aber es war deshalb durchaus noch nicht seine Absicht, die alte Verbindung mit den Wittenbergern zu lösen. Da Luther ihm auf seine quaestiones die Antwort schuldig blieb, fasste er den Entschluß bei ihm persönlich in Wittenberg vorzusprechen. Wie ein gewandter Hofmann, mit den besten Empfehlungen ausgerüstet — einem Briefe der Herzogin Anna an Bugenhagen und einem solchen Krautwalds an dessen alten Freund J. Jonas — begab er sich auf den Weg über Nürnberg und Augsburg nach Wittenberg, der für sein ganzes Leben von entscheidender Bedeutung werden sollte. Am 1. Dezember 1525 (Freitag nach Andreä) stand er vor dem Reformator und legte ihm in Gegenwart Bugenhagens und J. Jonas beicht-

weise seine Ansicht vom Abendmahl dar. (Ausführliches bei Wachler S. 381 ff.) die Worte: „Das ist mein Leib“ fasste er nach Joh. 6 so, wie wenn dastünde: mein Leib (subj.) ist dieses (praed.), d. i. von dieser Art wie das Brot oder mit anderen Worten: mein Leib ist die rechte nährende und stärkende Speise für die Seele. Ebenso auch bei der Darreichung des Kelches: „Ein wahrer Trank ist mein Bundesblut“. Er kam damit schließlich auf das Wortverständnis der Reformierten hinaus, weist aber ihre Erklärung als zu seicht ab. Es ist nicht eins das andere (kath.) oder eins ans andere gebunden (luth.), sondern eins weist aufs andere und dient dem andern. Das irdische Brot ist nur Bildnis für den Leib Christi. Er unterscheidet darum immer das geistliche Essen, die innerliche Speisung der Seele, die nur der wahre Glaube empfängt, von dem äußerlichen, sakramentalen. Er meinte: „es wäre dem Glauben viel zu nachteilig zu sagen, daß das Sakrament den Glauben stärke. Man mache aus dem Sakrament ein Werk. Wo kein Glaube vorher da war, werde er nimmermehr durchs Sakrament kommen“.

Schw. schildert seine Unterredung mit Luther in einem Briefe an Fr. v. Walden II, 2 Nr. 2 (8. 5. 1540): Die Schlesier wandten sich an L., weil sie wußten, was ihnen Gott durch L. gutes getan. Er könnte seine Meinung nicht deutlich klar legen, tröstet sich aber damit, daß L. ein Christ wäre, der das alles wohl zu Herzen nähme, tadelte an den lutherischen Predigern aber, daß sie ihren Dienst als den des heiligen Geistes ausgäben. Immerhin verdanke man ihnen, daß das Licht jetzt heller scheine. L. empfing Schw. freundlich und gab, nachdem er an der Hand des griechischen Textes seine Einwände geäußert hatte, sein Urteil dahin ab: „vestra sententia est plausibilis, est valde bona, si posset probari, quantum satis est“ (vgl. Ls. Brief an Hefz 19. VII. 1525. De Wette 3, 18). Schw. forderte eine Abgrenzung engerer Abendmahlsgemeinschaften, Luther bestand auf einer Taufwiedergeburtskirche mit der Sitte des Massenabendmahls. Schw. wollte apostolische Gemeinschaften. L. gab zu: „Ja, lieber Kaspar, es sind die rechten Christen noch nicht allzu gemein, ich wollte ihr gerne zwei bei einander sehn, ich weiß noch nicht einen“ E. 2, 2. S. 39 D.

nach Ecke u. 43 C. Schw. schien es ohne Bann unmöglich, der Schrift und ihrem urchristlichen Ideal zu entsprechen und zur Besserung des Lebens zu gelangen. Wort und Sakrament allein gründeten nur eine äußerliche Scheinkirche (E. I S. 785 D.) Die Volkskirche sei nicht die ecclesia Christi E. 1 S. 787 D. a 1548. E. 2, 2. S. 610 C. Luther meinte: „Entweder ihr oder wir müssen des Teufels Leibeigen sein, weil wir uns beiderseits Gottes Worts rühmen.“ (Gerbert S. 139. II, 2 p. 22). Beide, Luther und Schwencfeld, schieden von einander, ohne daß einer von dem andern völlig befriedigt gewesen wäre. In mehreren darauf folgenden Zusammenkünften (1.—5. Dez.) mit Bugenhagen suchte Schw. seine Ansicht eingehender zu erläutern. Schw. meinte u. a.: „des Papstes Reich könne unmöglich untergehen, solange der Artikel des Fleisches und Blutes im Sakrament des Brotes und Weines stände, worauf Bugenhagen antwortete, daß der rechte Geist nicht uneinig sein könne (Salig 955), „Ich glaube nicht, daß du dieses mit bösem Herzen lehrst, denn ich halte dich für einen frommen Mann“. Luther wie Bugenhagen (Melanchthon war damals gerade von Wittenberg abwesend) wiesen die Auslegung mit ihrer beständigen Bezugnahme auf Joh. 6 sowie seiner Verufung auf Revelation oder Offenbarungen und Mirakel von der Hand, indem sie sich an die klaren Worte der heiligen Schrift hielten. Luther entschied sich bald für Bugenhagen und J. Jonas, die nichts von Mirakeln und Offenbarung wissen wollten, beschloß aber zu warten, bis er mit Melanchthon Rücksprache genommen hatte.

So kehrte Schw. schließlich unverrichteter Sache heim. Schon am 14. Januar 1526 erklärte sich Luther an die Christen zu Reutlingen (de Wette 3, 81) (cfr. Erdmann) mit aller Entschiedenheit gegen den ihm neu erstandenen Gegner, indem er ihn neben Karlsstadt und Zwingli als „den dritten Kopf der verderblichen, sacramentirerischen Sekte“ bezeichnet. Schw. indessen scheute keine Mühe, die Freundschaft eines Luther, dessen Äußerung ihm wohl kaum zu Ohren gekommen ist, sich zu erhalten. Durch die Zusendung von Krautwalds Schrift: Collatio et consensus verborum coenae Domini de corpore et sanguine Christi cum sexto

capite Joh. Ev. hoffte er bei ihm mehr Anerkennung zu erlangen, als es ihm durch seine mündlichen Ausführungen gelungen war. Aber auch dieser Versuch hatte nur zur Folge, daß Luther, gemeinsam mit Bugenhagen, zwei Schreiben d. 14. April 1526 (de Wette 11. August 3, 122 ff., Rhedig. Brieffamml. 7, 6. cfr. Eberlein VIII, 2, 279) an Schw. sowohl wie auch an Krautwald richtete und ihnen eine, wenn auch freundliche, so doch entschiedene Absage zuteil werden ließ, mit der Bitte, von seinem öffentlichen Irrtum zu lassen. Redi ad sanum sensum. Nolumus in tua dogmata consentire nec possimus. Hinsichtlich der Beziehung der Einsetzungsworte auf Joh. 6 sagt Luther: applicatio vel assimulatio illa neque probatur neque unquam probari ex verbis coenae potest. Ego persevero in sententia simplicitatis verborum.

Hier hatten die Häupter der neuen Kirche geredet. Die Folge davon war, daß von allen schlesischen Freunden der lutherischen Richtung Absagen einsließen. So von Heß und Moiban (9. November) und den Breslauer Pfarrern (29. November 1526 Rhedig. Brieffammlung 7, 2): „Es ist besser, wir haften an den einfachen Worten Christi als an eurer Auslegung für die wir keinen anderen Grund sehen als den so oft gerühmten Geist“. Nun trennte sich auch der alte Freund Joh. Heß endgültig von Schw. Man warnte öffentlich vor den Schwärmern. (Moiban in seiner Schrift „An die evangelische Christenheit Schlesiens“, von Luther mit einer Vorrede versehen cfr. Erdmann 47 ff. vergl. Luthers Brief an Cordatus 28. November 1526, De Wette 3, 138, Schneider 12 f.) Nur der Herzog Friedrich II. mit dem größten Teil der Liegnitzer Geistlichkeit außer Joh. Wunschelt, Wenceslaus Rückler und Valentin Trozendorf, später noch Hieron. Wittich und Konrad Cordatus (Wachler I 477 ff.), die den Herzog für Luther gewinnen wollten und Schw. für einen Zwinglianer hielten, ergriff für Schw. Partei. Schw. trat nunmehr mit seiner Abendmahlsschreie öffentlich hervor. Von Luther und seinen Anhängern zurückgewiesen, zeigte er bald eine deutlichere Hinniegung zu den schweizerischen Theologen. Das geht aus seinem Briefe an N. Holstenius Ep.

II, fol. 167 ff. cfr. Wachler II, 16 ff., vor allem aber aus einer Schrift an Cordatus vom 4. März 1527: „de cursu verbi Dei, origine fidei et ratione iustificationis hervor) die Ökolampad herausgab. Luther hörte von dieser Veröffentlichung und bekam außerdem noch einen Brief Schw. s an Karlstadt in die Hände. Luthers Verstimmung wuchs. Er stellte darum in seiner Schrift „dass diese Worte „das ist mein Leib“ noch feststehen, wider die Schwarmgeister“ April 1527 Schw., allerdings noch ohne Namensnennung, in die Reihe seiner Gegner. Schw. hatte sich mit seiner mystischen Lehre von dem wahren, inneren Wort, von der unmittelbaren Erleuchtung, die er dem gepredigten Wort Gottes gegenüber, ja, über dasselbe stellt, vom Glauben als einem „himmlischen Geschenk“ (de cursu verbei Dei) noch weiter von Luther und seinem Grundsatz, dass der Glaube allein aus der Predigt kommt, entfernt. So prägt sich Schw. s Haltung Luther gegenüber immer deutlicher aus. In einem ausführlichen Schreiben an den Bischof Jakob von Salza (Juli 1527) spricht er bereits Luther das rechte Verständnis der Abendmahlsworte in dessen Schrift: „Das ist mein Leib“ ab. Luthers Urteil, als wäre er, Schw., ein Schwärmer und Sekter, lehnt er mit Entschiedenheit von sich ab und bittet den Bischof, „das rechte Mittel zwischen Papst und Luther herbeizuführen“. Ep. II, 1, 1—20. In einem weiteren Briefe Ep. II, 2, 24 erklärte er, dass er nicht mehr „lutherisch“ sei. Damit hat er schließlich selbst das Tischtuch zwischen sich und Luther zerschnitten. Seine Abendmahlslehre begründete er eingehend in den 4 Sendbriefen vom Sakrament „An alle christgläubigen Menschen. Vom grund und ursache des Irrthums und Spans imm Artikel vom Sakrament des Herrn Nachtmahls“ II, 1, p. 1 ff. Am besten zusammengefasst in „Bekenntnis vom hl. Sakrament des Leibes und Blutes Christi auf Frag und Antwort gestellt 1534“.

Damit aber war nicht blos seine Scheidung von Luther, sondern ebenso sehr von der katholischen Kirche vollzogen, die in der Schrift Joh. Fabers: *Assertio veritatis et praesentiae corporis et sanguinis D. N. I. C. in Sacramento altaris contra C. Schw. Silesitam ad Fridericum duc.*

Lignic. ihr endgültiges Urteil abgab. Unterdessen wurde Schw. nicht müde, seinen Standpunkt in der Abendmahlfrage in zahlreichen Briefen und Abhandlungen zu verteidigen, so vor allem in einer Schrift „An etliche Gelehrte zu Straßburg, D. Wolfgang Kapito, M. Bucer u. a.: „Eine Anweisung II, 2 p. 177—190“ die für ihn von Bedeutung wurde. Zwingli fand daran nämlich so großen Gefallen, daß er sie ohne Wissen und Willen Schw.s am 24. August 1528 in Druck gab. Hatte ihn schon Faber als Zwinglianer verdächtigt, so schien sich dieser Verdacht hierdurch nur zu bestätigen. Und seine lutherische Gegenpartei in Liegnitz bot fortan alles auf, ihn von dort zu verdrängen.

Es war bereits 1526 in Liegnitz besonders auf Betreiben des wiedertäuferisch gesinnten Ekel ein sog. „Stillstand“ der Ceremonien eingetreten, d. h. man enthielt sich auf Schw. Mahnung von Abendmahl und Kindertaufe, weil die Gelehrten darüber uneins seien und auch Luther in seinen Schriften: „Von den himmlischen Propheten“ und im „Sermon vom Sakrament“ dazu geraten habe.

Der Herzog folgte dabei ganz den Anregungen Schw. und sah den Abendmahlstreit als eine noch offene Frage an, die am besten wissenschaftlich zu entscheiden wäre. Er plante darum die Gründung einer Universität in Liegnitz. Ungünstige Zeitumstände aber, Pest, Teuerung, vielleicht auch gerade die Irrungen Schw., brachten das Unternehmen bald zu Hause. Auch die politischen Verhältnisse gestalteten sich seit der Erhebung Ferdinand I., des Bruders Karls V., zum böhmischen Könige für die Weiterentwicklung der Reformation in Schlesien außerordentlich ungünstig. Ferdinand, ganz im Banne des fanatischen Bischofs Faber, erließ auf dem Fürstentag zu Breslau am 16. Mai harte Verordnungen wider die Evangelischen: ut religio tota in statum pristinum restituatur et apostatae et personae ecclesiasticae uxoratae proscribantur.

Indessen ließ sich weder Herzog Friedrich II. von Liegnitz noch der Breslauer Rat durch das brüskie Auftreten des Königs einschüchtern. Friedrich antwortete mit einer ersten Protestation mündlich und schriftlich durch seinen Rat George von Ecke auf

Polwitz am 16. Mai 1527, der Martini 1527 noch eine zweite folgte, die gedruckt vorliegende „Grundursach“. Da er keine Belehrung von Bischof, Geistlichen und Fürsten gefunden habe, habe er, da er nicht bis zu einem allgemeinen Konzil warten könnte, die Sache allein mit den Geistlichen geordnet. Von diesen verlangte er Martini 1527 eine Erklärung über das Abendmahl, die nur bewies, daß sie fast alle der Schw.<sup>schen</sup> Auffassung huldigten (Rosenberg, Schles. Reformationsgesch. 1767 S. 410—416. Schönwald, II, 49). Schw. saß also noch fest im Sattel. Durch sein Eintreten für Schw. aber war die Situation des Herzogs bedenklich geworden. Denn Luther selbst und sein treuer Anhänger Troxendorf versuchten alles, um den Herzog von seiner Verbindung mit Schw. zu lösen. Auch Faber warnte in seiner „Christlichen Ablehnung“ Weihn. 1528 vor dem Zwinglianer. Dazu hatte Schw. oben erwähnte Schrift „Eine Anweisung“ Ep. II p. 117—198, mit Zwinglis Vorrede am 24. August 1528 herausgegeben, diesen in den Augen vieler stark belastet. Friedrich II. suchte daher mit den lutherisch-gesinnten Fürsten im Reiche, dem Kurfürsten von Sachsen und Herzog Albrecht von Preußen in Verbindung zu treten, um nicht gar zu isoliert dazustehen. Als dann am 1. August 1528 ein neues Mandat König Ferdinands gegen die Evangelischen erschien, sah sich der Herzog genötigt, dem auf ihn ausgeübten Drucke nachzugeben und Schw. aus dem Lande auszuweisen. Schw. selbst hat sein Buch „Christlicher Sendbrief vom Span und rechten Mittel zwischen der Lutherischen und Zwinglischen Opinion“ am 4. Dezember 1554 als Grund für seine Auswanderung angegeben, „welches Inhalts halber ich auch mein Vaterland habe räumen müssen“. Schw. war charakterfest genug, nicht zu widerrufen. Er fand sich mit der Erklärung: malui enim sponte exulare quam de agnita Dei veritate cedere aut tantum abnegare (ep. plena pietatis Ep. II, 1 p. 68) mit der Würde eines Märtyrers in sein trauriges Los. Er kam dem Exekutionsbeschuß zuvor und verließ Sonntag Invocavit (7. II. 1529) für immer sein Vaterland. E. II, 2, 2 S. 765, E. II, 1 S. 473—490, E. 2, 1 S. 69 B.) Am 15. Februar 1529 beurkundete Herzog Friedrich II. dem König seinen Weg-

gang mit der Bemerkung, daß er auch ein „Ungefallen“ an der Veröffentlichung des Buches „Eine Anweisung“ gefunden und der Autor sich deshalb aus dem Lande begeben habe.

Der Herzog, der auf Schw. große Stücke hielt, stand trotzdem noch lange mit Schw. in freundschaftlicher, brieflicher Verbindung. Auch blieb die Schw.-sche Richtung in Liegnitz im ganzen noch unangefochten; erst im Jahre 1539 wurde nach dem Weggange Sigism. Werners der lutherische Katechismus daselbst eingeführt.

Schw. selbst hatte naturgemäß mit dem Verlassen seines Vaterlandes den rechten fruchtbaren Boden für seine Wirksamkeit verloren. Er begab sich zunächst nach Straßburg, Mai 1529, wo er als Gegner Luthers von Bucer und Kapito freundlich aufgenommen wurde. Kapito verfasste zu seinem Büchlein vom Abendmahl die Vorrede, ist ihm also anfänglich noch zugetan gewesen. Später weilte er bei Matthäus Zell zu Gaste. (Gerbert S. 137). Dort suchte er die Wiedertäufer zu sich herüber zu ziehen und pflegte mit ihnen freundliche Verhandlungen. Hier klärte sich auch seine Stellung Zwingli gegenüber, von dem er sich schon 1528 nach seinem Schreiben an Herzog Albrecht grundsätzlich geschieden wußte. Kurz vor dem Marburger Gespräch (cfr. Schneider S. 21), als Zwingli in Straßburg weilte, entzweite er sich mit diesem infolge seiner Ansicht von der Glorie Christi. 1533 zerfiel er auch mit Bucer, weil Schw. weder von der mit den Wittenbergern eingeleiteten Konkordie noch auch von der Kindertaufe in der herkömmlichen Form etwas wissen wollte. Schon 1531 hatte er sein Urteil über die Confessio Augustana in seiner Schrift „An etliche eifrige gutherzige Adels und anderer Personen im Papsttum“ (E. II, 2, p. 496) dahin zusammengefaßt: „wir wollen die C. A. in denen Punkten, da sie mit denen Propheten und apostolischen Schriften stimmt, keineswegs verwerfen: daß wir sie aber sollen fürs Evangelium Christo halten oder darin schwören, da wolle uns Gott vor behüten“. Auf der Stadtynode zu Straßburg, 12. Juni 1533 trat ihm Bucer entschieden entgegen und wußte auch Leo Judä, der anfangs noch schwankte, gegen ihn zu gewinnen. Schw. wurde ausgewiesen. Wir finden ihn am 3. Oktober 1533 bei

Bonifacius Wolfhart in Augsburg, bei dem er noch Hebräisch lernen wollte. In Tübingen stellte er sich am 28. Mai 1535 zu einem colloquium, das einen letzten Einigungsversuch mit den Straßburger Bucer, A. Blaurer aus Rostnitz und M. Frecht aus Ulm darstellt. Schw. stand diesen Männern mit seinem Freunde Jak. Held von Diefenau gegenüber. Das Ergebnis war: „niemand sollte Schw. einen Widerfechter der Wahrheit oder Zerstörer der Kirche nennen, wenn er nicht das Sakrament oder den Haushalt der Kirche zerstöre“. Nicht lange aber, da brach der Streit von neuem los. In Württemberg war sein Hauptgegner Andreea. Wegen seiner euthychianischen Schrift „Summarium etlicher Argumente, daß Christus nach der Menschheit heut keine Kreatur, sondern ganz unser Gott und Herr sei“ mußte er Ulm, wohin er sich 1535 geflüchtet hatte, 1540 auf Frechts Veranlassung wieder verlassen. (Steim, Die Reformation der Reichstadt Ulm Stuttgart 1851 S. 297 ff.) So irrte er von Stadt zu Stadt, überall von seinen Feinden verfolgt, vor denen ihn seine Freunde nur mit Mühe schützen konnten. Ein ruheloser Mensch heißt noch heute in Schwaben ein „Schwendfelder“. Seine Gegner einigten sich auf dem Theologenkongreß zu Schmalkalden, 25. März 1540, — es waren J. Jonas, Joh. Bugenhagen, Nik. Amsdorf, Martin Bucer, Joh. Amsterdamus anwesend — zu einem förmlichen Verdammungsurteil über Schw. ebenso wie über den ihm geistesverwandten Sebastian Franck (Corp. Ref. III 985.) Schw.s Ansicht, daß Christus nach seiner Menschheit keine Kreatur sei, sei ein gotteslästerlicher Irrtum. Er habe die Verwandlung seiner Menschheit in die Gottheit gelehrt. Damit hatten sich die angesehensten Theologen lutherischer Richtung von ihm losgesagt. Es half ihm nichts, auch, als er seine große Konfession den namhaftesten Gegnern ins Haus schickte, es wurden ihm entweder gar keine oder doch die demütigendsten Antworten zuteil (Salig III, 1009 ff.) Da glaubte er noch einmal mit freundlichen Worten bei Luther selbst anklopfen zu dürfen. Er sandte 2 Schriften: „Bon der Gantheit Christi, beyde im Leyden und in seiner Herrlichkeit.“ Und „Cassianus von der Menschenwerbung des Herrn Christus“ nebst einem

Briefe, darin er den Reformator um Belehrung und Hilfe bat, durch einen Boten in sein Haus. Da widerfuhr ihm denn eine Abfertigung, auf die er wohl nicht gerechnet hatte. Luther antwortete Schw. auf einem Zettel, 5. XII. 1543, Schw. habe zuvor in der Schlesy ein Feuer angezündet wider das hl. Sakrament, welches noch nicht gelöscht und auf ihm brennen wird. Über das fährt er fort mit seiner Euthycherey und Kreatürlichkeit, macht die Kirchen irre, so ihm doch Gott nichts befohlen noch gesandt hat" (de Wette 5, 613 f.). Und diese Worte schließt der zornige Mann mit einem gewaltigen Anathema: in crepet Dominus in te, Satan etc. Luthers Urteil war sicherlich nicht in der Übereilung, sondern mit voller Überlegung ausgesprochen. Noch in seinem letzten Bekenntnis vom hochwürdigen Sakrament nennt er Schw. „Stenkfeld“ (E. A. 65, 219. 61, 54. 32, 397 ff. 405 f, 411). „Durch diese Verdrehung seines Namens hat Luther den Polemikern eine wohlfreile, aber mit viel Behagen gebrauchte Waffe gegen ihn geschmiedet“ (Kawerau-Möller III S. 477) und wir dürfen hinzufügen, daß diese Art persönlicher Beschimpfung durchaus allen christlichen Grundsätzen widersprach.

Schws. Name kam von nun an in alle Kehlerbücher. Man nannte ihn einen Erzfechter, Schwärmer, Rottengeist, Schlupf in die Eck und Sektirer und verkehrte seinen Namen nach Luthers Vorgang, so gut man konnte. Man erreichte freilich damit keineswegs seinen Zweck, Schwencfeld und die Schwencfelder auszurotten. „Auch die Erlasse der protestantischen Stände zu Naumburg 1554, Nürnberg 1555, Braunschweig 1556: „Der Teufel hat sein Wesen meisterlich in den unslägigen, stinkenden, unreinen Rachel, C. Stenkfeld, gleich als auf einen Bissen gefasst“, Ecke S. 218 ff., Regensburg 1557, Frankfurt 1558 vermochten der Sache Schw. wenig Schaden zuzufügen. Denn dem Verfolgten standen hohe und einflußreiche Gönner und Beschützer zur Seite. Unter ihnen ist zunächst Herzog Albrecht von Preußen zu nennen, mit dem Schw. schon seit 1525 in brieflicher Verbindung stand. Durch Vermittlung Friedrich von Heidecks, der sich Schw. zugewandt hatte, wurde dieser Fürst sogar dem Luthertum entfremdet.

Auch unter seinen Geistlichen schlossen sich einige, unter ihnen Peter Zenker aus Danzig, der Schw.ischen Richtung an (vergl. Religionsgespräch zu Rastenburg 1531, auf dem Fabian Eckel mit Speratus und Poliander disputiert hatte). Auch Philipp von Hessen stand Schw. zeitweise nicht unfreundlich gegenüber. Einmal forderte er von Schw. sogar ein Gutachten über die Kindertaufe (Salig S. 1022), ein anderes Mal ein solches über Schw. Lehre von der „Glorie Christi“ (Salig 1065). Im Jahre 1559 spricht er sich dem Herzog Johann Friedrich von Sachsen gegenüber recht anerkennend über Schw. aus (Arnold S. 245 f.). Auch vom Kurfürsten Joachim II. soll Schw. ein Anerkennungsschreiben erhalten haben (Arnold S. 254), in dem jener sein volles Einverständnis mit seiner Abendmahlsslehre erklärte. Unter anderen Fürstlichkeiten sollen ihm noch Markgraf Ernst von Baden (Salig 1021) und Herzog Ulrich von Württemberg sehr geneigt gewesen sein. Unter dem Württembergischen Adel besaß Schw. gerade zahlreiche und eifrige Anhänger, so z. B. Jörg Ludwig von Freiberg auf Justingen bei Ulm (Wolf Ms 45, 9 f. 512 f.), bis der Nachfolger Ulrichs Herzog Christoph 1554 energischer gegen die Schwenckfelder einschritt. Erst seit dem Jahre 1539 (Ep. II, 2 n. 41 p. 571 Hampe p. 20) bürgerte sich der Name Schwenckfelder ein, während sie sich selbst gern „Mitbekenner und Liebhaber der Glorie und Wahrheit Christi“ nannten. Sie schlossen sich von dem „fleischlichen Weltkirchentum“ als eine Gemeinde der Heiligen ab und versammelten sich als kleine Konventikeln, zu denen besonders die Frauen ein starkes Kontingent stellten.

Wir fragen, wie entstanden diese ecclesiolas in ecclesia und wie konnten sie sich unter dem Druck härtester Verfolgung so lange erhalten? Sie entstanden durch die große schriftliche und mündliche Propaganda, die Schw. für seine Lehre trieb. Schw. war ein ungeheuer fruchtbarer Schriftsteller. Seine Werke, bei Siegmund Feuerabend 1564–1570 auf Kosten der Herrn von Freiberg in Frankfurt gedruckt, füllen 64 Folianten mit über 2500 Folioseiten. Dabei sind viele Schriften Schw.s noch nicht gedruckt (Daniel Sudermannsche Sammlung, Arnold, Ztschr. 43, 292, siehe Ecke). Die Schriften sind infolge der strengsten Kaufverbote und Konfiskationen, z. T. auch durch

Verbrennung, so in Lauban (Schles.) Arnold 250 ff. sehr selten geworden. Die Schriften Schw.'s sind sprachgeschichtlich interessant. Seine Sprache entbehrt nicht der Wärme der Empfindung, aber auch nicht ermüdender Breite. Durch seine Schriften gewann sich Schw. ganz augenscheinlich viele Freunde und Anhänger. Eine ganz besondere Wirkung übten auch seine überaus zahlreichen Briefe aus. In noch viel höherem Grade gilt das aber von der unmittelbaren Anziehungskraft seiner geradezu bezaubernden Persönlichkeit. Alles Heftige und Schroffe lag ihm fern. Auch seinen Gegnern gegenüber kann er, wie beispielsweise bei Luther, die größte Milde und Nachsicht üben: „Dieweil wir Luther anfenklich zum erkennnus des Papsttums und vieler Punkt der Wahrheit hat gedienet, so acht ichs nicht für unbillich, daß ich solches mit Dankbarkeit bekenn und Gott für ihn bitt, aber doch der Wahrheit in keinem weg weder Lutheri noch sonst jemands zu Gefallen etwas übergebe. Was recht und gut ist, wollen wir bei niemands hassen noch verachten und weder dem Papst noch dem Luther damit hofieren“. Ep. II, 2. S. 745 B. a. 1546 nach Ecke — also nach Luthers großem Anathema. Er hat Luther oft seines Schel tens wegen entschuldigt (Ep. I p. 631). Von sich selbst denkt er sehr bescheiden. „Was den Schw. belangt, von dem sollt ihr messig halten, als von einem armen unnützen knechte Christi unsers Herrn, der auch noch nicht ist, wie er gern sein wollt. Es ist noch vil, vil an ihm durch Christum zu bessern. Ir tut ihm kein gefallen dran, daß ir ihn so hoch ausschreiet“. Berl. ms. 898 f. 103. Er bittet die Seinen, man solle ihn nicht praceptor nennen. Ep. I p. 631. Sein Wandel war fleckenlos. Auch seine Feinde konnten das nicht bestreiten. Schw. hat allerdings mit großer Entschiedenheit und Überzeugungstreue bis an seinen Tod an seinen Lehren festgehalten. Er hat bis zuletzt alle Sektkirerei von sich abgelehnt. Er wollte keine Sonderkirche gründen, sondern wird nicht müde, seine Freunde auf den alleinigen Erlöser und Heiland hinzuweisen. „Wir sondern uns von keinem ab, der Christus liebt“. Im festen Glauben an seinen Erlöser ist er am 10. Dezember 1561, 71 Jahre alt, zu Ulm im Hause der Agathe Streicher gestorben. „Auf,

auf aus dem Feuer! Auf in den Himmel!" sollen seine letzten Worte gewesen sein. (Vgl. Kurze Lebensbeschreibung C. Schwä. 1697).

Zur Beurteilung des eigenartigen Mannes sei zum Schluß noch folgendes bemerkt: Ecke hat Schw. den Titel eines Reformators beigelegt, aber mit Unrecht. Es fehlte ihm dazu trotz alles fleißigen Schriftstudiums die gründliche theologische Durchbildung, die er sich in Wittenberg hätte aneignen können. Sein innerer Werdegang fußte auf dem von ihm auf autodidaktischem Wege gewonnenen Schriftverständnis und was bei ihm und bei allen der schwärmerischen Richtung huldigenden Männern der springende Punkt ist, auf der ihm selbst zuteil gewordenen Gottesoffenbarung. Er ist Luther nicht gerecht geworden, wenn er sein sola fide verwirft und die Mittellinie zwischen Protestantismus und Katholizismus zu ziehen versucht. Infolge seiner hohen gesellschaftlichen Stellung und Bildung wäre er befähigt gewesen, Luther und den Wittenbergern in Schlesien eine starke Stütze zu sein, aber er hat sich, da er sich auf besserem Wege glaubte, in besondere theologische Eigenheiten verrannt. Er hat zwar in der ersten Zeit seines Wirkens mit den Wittenbergern enge Fühlung zu nehmen gesucht, sah sich aber durch Luthers heftiges und schroffes Wesen sehr bald von ihm abgestoßen. Er erkannte die zu Tage tretenden Mißstände der neu entstehenden Kirche, aber, anstatt die menschlichen Unvollkommenheiten zu verstehen und zu tragen, verdammt er sie in Bausch und Bogen. Für kirchliche Ordnungen und Sitten ging ihm jedes Verständnis ab. Er hat das Geistesprinzip entschieden überspannt. Insofern ist Schw.s Kirchenideal eher kirchenzerstörend als kirchenbildend. Er wurde zum Märtyrer seiner Sache, obwohl ihm als Aristokraten viele Wege zur Flucht offen gestanden hätten. An seinen Nachstellungen hatten die lutherischen Prediger einen nicht hinwegzuleugnenden großen Anteil. Wir können sein tragisches Schicksal vom heutigen Standpunkt aus nur lebhaft bedauern und auch Luther sowie die anderen Reformatoren nicht ganz davon freisprechen, daß sie es diesem aufrichtig-frommen Manne gegenüber haben an Nachsicht und Milde fehlen lassen.